

# Wie schön dürfen Bilder sein?

Kunstmuseum Olten: Sechs Räume rund um einen Begriff

Bereits zum fünftenmal hinterfragt das Kunstmuseum Olten anhand einer Ausstellung einen zentralen Begriff der bildenden Kunst. Diesmal ist es die Frage nach der Schönheit. Sechs Kunstschaffende zeigen in sechs Räumen sechs sehr verschiedene Positionen dazu. Im Zentrum steht gemäss Konzept die Diskussion, nicht die Postulierung des «Wahren und Erhabenen», das bis in dieses Jahrhundert hinein als das Schöne in der Kunst galt.

Annelise Zwez

Es steht ausser Zweifel: Peter Killer zeigt mit seinen Fragen an die Kriterien der Kunst Ausdauer. Die Qualität, die Freiheit, die Ordnung, das Geheimnis der Kunst wurden in den letzten Jahren befragt. Nun steht die «Schönheit – das letzte Tabu», der Arbeitstitel der diesjährigen Ausstellung, im Denk- und Blickfeld. Schade, dass der Oltner Kon-

servator nicht jedes Jahr und zu jedem Thema ein Lesebüchlein herausgegeben hat, denn die diesjährige kleine Publikation (entstanden in Zusammenarbeit mit der Zürcher Kunsthistorikerin Caroline Kesser) zeigt erneut, dass eine Diskussion um die Massstäbe der Kunst der theoretischen Vertiefung Niveau bedarf. Das heisst aber auch, dass die Ausstellung allein die Dimension des Themas nicht zu greifen mag. Das wiederum war und ist die Schwäche des Konzepts.

## Reduziert auf Malerei

«Wie schön dürfen Bilder sein?» ist in der Ausstellung reduziert auf Malerei. Diese ist heute aber nur mehr ein Aspekt der Kunst. Dennoch: Peter Killer diagnostiziert zweifellos richtig, wenn er feststellt, dass «schöne» Bilder den Meinungsmachern in der Kunstszene suspekt sind, während das Hässliche oft Erfolge feiert. Das Laienpublikum hingegen hasst das Hässliche und liebt das Schöne. Diese Diskrepanz von durchaus kulturpolitischer Relevanz



Claude Sandoz: Teil 1 des Werkes «Sonne, Mond und Sterne».

(Foto: zeg)

(Abstimmung Kulturartikel) ist im Kern das geheime Thema der Oltner Ausstellung. Die sechs Kunstschaffenden positionieren die verschiedenen Standpunkte: Der Basler Samuel Buri steht für das «klassische Motiv» und das «Fest der Farbe». Der Luzerner Claude Sandoz zeigt – in beeindruckender Weise – die positive Kraft des Ornaments. Der Oltner Peter Vögeli vertraut auf die Schwingungen von Farben im Spiel bewusst proportionierter, monochromer Felder von starker Leuchtkraft. Marianne Wydler fragt mit ihren «magisch-realistischen» Gemüse- und Früchtestilleben nach der Schönheit und der Kraft altbekannter Motive. Michel Grillet hingegen sucht das Gefühl des Schönen in einer hochkultivierten Aquarellkunst, die sich in feinsten Farbabstufungen auf den Horizont zwischen Wasser und Himmel konzentriert. Werner Meier schliesslich findet für sich das Schöne in den Strömungen des Sinnlichen, im Spiel zwischen «Mikro- und Makrokosmos». Die Ausstellung ist bewusst disparat gehalten, um

Diskussion auszulösen, vielleicht sogar um die je eigene Definition des Schönen in der Kunst zu formulieren.

## Abbildende Kunst provoziert

Ein Rundgang macht klar, dass es vor allem die abbildende Kunst ist, die provoziert: Samuel Buri und Werner Meiers Frauenakte zum Beispiel, aber auch die idyllischen Stilleben Marianne Wydlers und Samuel Buris. Das heisst, der Begriff des Schönen bzw. Fragwürdigen ist nicht von den Motiven zu trennen. Wir fragen uns zum Beispiel beim (allzu) schönen Blumenkohl sofort, wie viel Insektizide er wohl gebraucht habe, um so makellos zu sein. Das Weltgefühl kann nicht vom Blick auf das Schöne in der Kunst getrennt werden. Immanuel Kant (siehe Lesebüchlein) hatte wohl nicht so unrecht, wenn er zwischen «freier» und «anhängender» Schönheit sprach, womit er – übersetzt auf heute – die ungegenständliche, in sich selbst ruhende Kunst einerseits, die bedeutungsorientierte Kunst andererseits gemeint haben mag. Und auch

Sokrates ist mit seiner Unterscheidung zwischen der Schönheit der Idee und der Problematik der malenden Nachahmung in gewissem Sinn noch immer aktuell. Denn wenn Werner Meier in gestischen Lineamenten seine Erregung angesichts eines nackten weiblichen Körpers malt, so hat das thematisch zwar seine unendliche Gültigkeit, ist aber stilistisch und als Bild endlos nachahmend. Das heisst, die künstlerische Qualität ist so wenig vom Begriff «schön» zu trennen wie die Thematik. Nun wäre es aber vorschnell, die gegenständliche Kunst im Themenbereich des «Schönen» einfach als unzeitgemäss abzuschreiben, denn es gibt künstlerische Qualität, die Grenzen überspringt. Als Beispiel aus der Ausstellung sei Samuel Buris Iris-Reihe genannt, welche auf die Schönheit der Natur hinweist und gleichzeitig im farbigen Wandel ihre Dynamik aufzeigt. In gewissem Sinn einfacher hat es die ungegenständliche oder auf Zeichenhaftigkeit reduzierte Malerei. Denn sie kann, ohne sich an der Realität reiben zu müssen, Felder evozierten, in die wir unsere unumstössliche Sehnsucht nach

Schönheit projizieren können. Diese Sehnsucht hat kürzlich durch die Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft neue Nahrung erhalten, wird hier doch ernsthaft diskutiert, ob der Mensch nicht aus innerem Ahnen heraus das als schön bzw. harmonisch empfinde, das in sich Gesetzmässigkeiten der Natur trage. Die Werke von Claude Sandoz, Michel Grillet und Peter Vögeli verweisen durch die Kraft, die sie dem Ornament (Sandoz), der lichtgetränkten Weite der Unendlichkeit (Grillet) oder der Intensität interagierender Farbschwingungen (Vögeli) beimessen, auf solche inneren, analytisch schwer formulierbaren Felder. Was in diesem Zusammenhang in der Ausstellung als Position eindeutig fehlt, ist das Gleichgewicht im Konstruktiven.

## Denkanstösse

Indem die Ausstellung Denkanstösse vermittelt – anstelle von unreflektiertem Kopfnicken –, rechtfertigt sie sich über die ausgewählten Beispiele hinaus. Sie dauert bis zum 16. Oktober.